



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Hollandgänger

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hoff's Taufe des Nachgeborenen, Bantiere's Tanzstunde, Menzels Tafelrunde König Friedrichs II., Matthias Schmidts Aus den Freiheitskriegen, Kirbergs Ein Opfer der See, Simms Duett, Böcklins Geigenden Einsiedler. Hoffmanns Jesusknaben unter den Schriftgelehrten, desselben Ehebrecherin und Christus predigt am See (in einfachem und in Doppelformat), Blochhorsts Johannes und Maria. Aber wo sollen wir anfangen und aufhören, vollends den Landschaften gegenüber! Da können wir wirklich nur auf die Namen und die Katalogbilder verweisen, es mag sich jeder „Sujet“ und „Stimmung“ selbst herausfinden nach seinem Herzen.

Eins werden die angeführten Namen gezeigt haben: in der Sammlung sind nur wirkliche Bilder; Sezessionisten, Impressionisten und wie die Isten der jüngsten Kunstentwicklung alle heißen, fehlen; es braucht sich also niemand zu fürchten, sondern kann ruhig zugreifen.

Dem Unternehmen wünschen wir rüstigen Fortgang, es wird durch tausende von dankbaren Käufern getragen werden und — des sind wir nach dem bisher geleisteten sicher — immer schöneres und vollkommeneres leisten.

Was wir noch möchten, wäre, daß auch Meisterwerke der ältern Malerei in dieser Weise geboten würden. Vielleicht entschließt sich die Vereinigung der Kunstfreunde, auch das noch in die Hand zu nehmen. Der Erfolg würde nicht ausbleiben.



Ein Hollandgänger



Es ging mir, wie es unzähligen Tausenden geht. Sechs Monate war ich stellenlos und fristete kümmerlich mein Dasein in einem billigen Hamburger Logirhause. Da nahte der Winter, und ich hatte, trotz der erdenklichsten Bemühungen, nicht die geringste Aussicht, einen Erwerb zu finden. Daß ich dabei nicht die geringsten Ansprüche machte, brauche ich wohl kaum zu versichern. Meine Barmittel waren ziemlich erschöpft, und ich hatte die Aussicht, elend zu verkommen. Da faßte ich den Entschluß, in die holländische Kolonialarmee als Legionär (Aspirant) einzutreten. Irgend welche Illusionen machte ich mir nicht, wurde ich doch von den in dem genannten Logirhause wohnenden Seeleuten aufs dringendste gewarnt. Als sich aber ein Leidensgenosse fand, dem der holländische Dienst besser schien als ein elendes Verkommen in Deutschland, begab ich mich mit diesem in das holländische Konsulat, um genaueres über die holländische Kolonialarmee, deren Besoldung und unsern etwaigen spätern Aufenthalt zu erfahren. Der Attaché verwies uns auf die ausgehängten Be-

dingungen, die im wesentlichen folgendermaßen lauteten: „Sunge Deutsche, die geneigt sind, in holländische Dienste zu treten, erhalten bei ihrer Verpflichtung ein Handgeld von 200 Gulden und ferner aller fünf Tage einen Sold von 70 Pfennigen nach deutschem Gelde. Nach Verlauf von sechs Jahren sind sie von ihrer Verpflichtung entbunden und werden ohne Pension in ihre Heimat frei zurückbefördert. Doch können sie auch nach Ablauf dieser Zeit noch weiter dienen und erhalten dann schon nach zwölfjähriger Dienstzeit als Gemeiner eine Pension von 240 Gulden, Chargirte eine dem Rang entsprechend höhere. Wird ein Soldat während der ersten oder letzten sechs Jahre dienstunfähig, so erhält er ebenfalls Pension.“ Dann folgten die Bestimmungen über die erforderlichen Papiere und zum Schluß die Bedingungen, die man erfüllen muß, um den Offiziersrang zu erwerben. Dieser Schluß interessirte uns wenig, da wir als Deutsche hierzu kaum Aussicht hatten. Nachdem wir die Bestimmungen kennen gelernt hatten, stellten wir den Reiseplan fest. Zunächst sollte es zum Werbedepot in der holländischen Grenzstadt Venlo gehen, doch wollten wir noch einen letzten Versuch machen, in Deutschland zu bleiben, ehe wir uns „verkauften“: in Dortmund wurden von einem Bekannten aus besserer Zeit zwei Kutscher gesucht!

Bei der Abreise hatte ich 14 Mark in der Tasche, mein Kamerad 4 Mark. Dazu kamen einige Kleidungsstücke und Wäsche. Nachts um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir in Dortmund an, müde und hungrig. Ein Bahnbeamter brachte uns in eine nahe gelegne Wirtschaft, wo wir übernachteten, um uns am nächsten Tage um die Kutscherstellen zu bemühen oder um zwei Uhr weiter nach Holland zu fahren. Nach Zahlung unsrer Beche blieb uns noch ein Vermögen von fünf- undzwanzig Pfennigen. Wurde es mit den Stellen nichts, so mußten wir etwas von unsern Habseligkeiten versehen, weil die Fahrt von Dortmund nach Venlo 2 Mark 20 Pfennige für die Person kostete. Da aber die Stellen natürlich besetzt waren, mußten wir schon nach Holland reisen, wenn wir nicht als obdachlose Landstreicher von Gendarmen aufgegriffen werden wollten. Mein Kamerad ging mit den Habseligkeiten aufs Leihhaus und bekam dafür 8 Mark. Mit diesen in der Tasche ging er weiter, um noch einige Bekannte anzuborgen, die er in der Stadt haben wollte; dann sollte die Reise um zwei Uhr weitergehen. Aber er war um diese Zeit noch nicht zurück, und als er sich auch am Abend nicht wieder sehen ließ, wurde es mir klar, daß er mit dem Gelde durchgebrannt war.

Inzwischen hatte ich die letzten 25 Pfennige verzehrt, ohne davon satt zu werden. Die Nacht brach an, und ich ging auf die Polizei, um meinen lebenswürdigen Kameraden anzuzeigen. Ich wurde zu drei Behörden geschickt, doch behauptete jede, daß sie die Sache nichts anginge. Schließlich kam ich zur Kriminalpolizei, wo mich der Kommissar belehrte, daß das veruntreute Objekt mindestens 30 Mark betragen müsse, wenn die Sache weiter verfolgt werden sollte. Als ich darauf den Herrn bat, mir irgend eine Beschäftigung nachzuweisen, verwies er mich an einen Pastor W. Diesem trug ich mein Unglück und den Zweck meiner Reise vor. Er sah meine Zeugnisse an und ließ mir in der freundlichsten Weise Unterkommen und Abendbrot in der Herberge zur Heimat anweisen. Auch forderte er mich auf, am andern Morgen wiederzukommen.

Den Brief, den er mir mitgegeben hatte, gab ich beim Herbergsvater ab. Der setzte seine große Hornbrille auf, las mit wichtiger Miene und fragte

mich dann gravitatisch, aus welchem Gefängnis ich käme. Dieser überraschende Empfang ließ mich nicht gleich die richtige Antwort finden. Da fuhr er mich an: „Sie, stehen Sie mal auf, wenn ich mit Sie spreche. Sie wollen auf Bildung Anspruch machen und kennen nicht einmal die allergewöhnlichsten Umgangsformen!“ Ich erklärte unterwürfig, daß ich noch niemals in einer Herberge zur Heimat gewesen, daher mit dem Hausvater gebührenden Ehren nicht vertraut wäre; hätte ich es aus Übermüdung an solchen fehlen lassen, so bäte ich um Verzeihung. Diese wurde mir denn auch gewährt und dann mitgeteilt, daß ich ein Abendbrot und Bett, jedes für 15 Pfennige, erhalten und am nächsten Morgen weiterreisen sollte.

Zwischen den Handwerksburschen und dem Hausvater herrschte durchweg ein sehr gespanntes Verhältnis, unter den „Reisenden“ ein sehr eigentümlicher Verkehr. Sie teilten sich ihre Reisen mit und erwähnten einzelne Häuser, wo es Brot oder Geld gäbe. In der Gegend — hieß es — ist es mächtig heiß, d. h. der „Deckel“ (Sondarm) ist sehr auf „Kunden“ aus usw. Einige waren gänzlich betrunken, andre saßen in der Ecke und weinten. Am Eingang war großer Krach: ein Handwerksbursche behauptete, vom Wirt um 25 Pfennige geprellt worden zu sein, und nannte den Hausvater einen Spitzbuben. Der Wirt erschien mit einem „Fidibus“, einem gewaltigen Knüttel, der Hausvater mit einem Gummischlauch, und der Arme verspürte auf seinem Rücken den Abschied von dieser christlichen Herberge.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß mir der Pastor W. ein Abendbrot und ein Nachtlager für je 50 Pfennige, sowie Morgentaffee für 20 Pfennige bewilligt hätte. Der Hausvater war zwar der Ansicht, daß dies für einen Schnorrer zuviel sei. Dennoch erhielt ich das mir zugedachte Abendbrot. Es bestand aus einer Suppe von Reismehl, zwei gekochten Eiern und Kartoffeln. Es hätte von einer Wohlthätigkeitsanstalt recht gut für 25 Pfennige geliefert werden können. Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde mir mein Lager angewiesen. In dem Zimmer standen drei Betten. Ich wurde nebst zwei Handwerksburschen auf meine Keilichkeit hin untersucht, und wir schliefen die Nacht ganz leidlich.

Am andern Morgen um sieben Uhr wurden wir geweckt, und nachdem ich meine Stiefel gepuzt und mich gereinigt hatte, erhielt ich einen sehr bedenklich schmeckenden Kaffee, ein Becherchen Milch und zwei Brötchen. Dann ging ich zu meinem Gönner, dem Pastor W. Wieder nahm er mich freundlich auf und riet mir aufs dringendste von der holländischen Reise ab. Er erbot sich sogar, bis auf weiteres meinen Unterhalt zu bezahlen und mir eine Stellung zu verschaffen, er machte mich aus seiner Zeitung auf einige ausgeschriebene Stellen aufmerksam, die ich wohl ausfüllen könnte, ja er ging selbst mit mir und schien aufrichtig bekümmert, als sämtliche Stellen besetzt waren. Mich überraschte diese hundertmal gehörte Auskunft weniger. Ich ging in die Herberge zurück; weitere Bemühungen um Arbeit waren erfolglos. Endlich verabschiedete ich mich bei dem menschenfreundlichen Pastor, wobei er mich an meine Eltern und meine Braut erinnerte und mich nochmals dringend ermahnte, in Deutschland zu bleiben. Er gab mir auch drei Mark und schenkte mir ein Gebetbuch, in das er eine Widmung schrieb. Ich gestehe ehrlich, daß der Kampf ums Dasein mein Beten nicht gefördert hat, ich gestehe auch, daß die Diener von Gottes Wort mir wenig imponirt haben. Aber dem Pastor W. habe ich es zu danken, daß ich wieder beten kann, und das Buch, das mir dieser Ehrenmann geschenkt hat, soll mir ein teures Andenken bleiben.

In Venlo traf ich gegen vier Uhr nachmittags ein. Ich war noch im Besitz von sechzig Pfennigen und beschloß, sofort in das Werbedepot zu gehen, um meinen Unterhalt zu sichern. Der holländischen Sprache war ich nicht mächtig, doch wird in Venlo meist deutsch gesprochen. Vor dem nahegelegnen Rathause erkundigte ich mich bei einem uniformirten Mann nach dem Werbedepot und erzählte, daß ich in die holländische Armee eintreten wolle. Sofort schnallte er seinen Säbel fest und führte mich in eine sehr schmutzige Wirtschaft. Als ich ihm mein Erstaunen aussprach, sagte er, ich müsse mich zunächst an den Wirt wenden, der das weitere besorgen würde. Der Wirt erkundigte sich mit großem Interesse, ob ich Geld hätte. Meine verneinende Antwort schien ihn nicht zu überraschen, doch sagte er: Wohnen kannst du bei mir, aber für Kost mußt du selbst sorgen. Ich wurde bald gewahr, weshalb mich der Polizist nicht zum Bezirkskommando, sondern in die Kneipe gebracht hatte. Er erhielt von dem Werber, dem er mich überlieferte, für jeden überbrachten Legionär eine Gratifikation, die das königliche Werbedepot nicht zahlt. Natürlich werden diese Unkosten den armen Aspiranten bei Auszahlung des Handgeldes in Anrechnung gebracht.

So hatte ich denn ein vorläufiges Unterkommen und kaufte mir für den Rest meines Barvermögens ein Abendbrot. Nachdem mir der Wirt meine Papiere abgefordert hatte, legte ich mich zu Bett und dachte darüber nach, wovon ich am folgenden Tage mein Essen bezahlen wollte. Hierüber gab mir am andern Morgen der Wirt Auskunft. Wenn ich essen wolle, sagte er, müßte ich „talsten“ (betteln). Alle Leute, die nach Indien gingen, machten es so, ohne daß es die Polizei sähe. Die Leute in der Stadt wären gutherzig und gäben gern. Der Wirt schien große Ortskenntnis zu haben und bezeichnete mir die Häuser, in denen besonders viel gegeben würde. Namentlich machte er auf das deutsche Missionshaus in Steyl aufmerksam und betonte das vorzügliche Essen dort.

Nun hatte ich in meinem Leben noch nicht gebettelt. Ich trat daher den Weg nach Steyl erst an, als mir der Wagen knurrte. Ich fand die Hausthür verschlossen und wollte schon wieder umkehren. Aber der Hunger! Auf mein Schellen wurde die Thür geöffnet, und ein jüngerer Mönch fragte nach meinem Begehre. Ich klagte meine Not, erzählte, daß ich in die holländische Armee eintreten wollte und hier einige Tage warten müßte, bis das Harderwyker Werbedepot meine Papiere geprüft hätte. Auf Befragen bekannte ich mich als Lutheraner; dennoch erhielt ich die Erlaubnis, jeden Tag meines Aufenthalts in Venlo mir mein Mittagessen aus dem katholischen Missionshause zu holen.

Am nächsten Tage traf ich einen ältern Bruder als Pförtner, der mich ebenfalls freundlich aufnahm. Als ich auch ihm meine Absicht erzählte, rief er dreimal entsetzt: Sie wollen nach Indien? Ich sagte zögernd, daß ich kaum einen andern Ausweg wüßte. Der Bruder riet mir mit augenscheinlicher menschlicher Theilnahme aufs dringendste von meinem Vorhaben ab und erzählte mir von zahlreichen verlumpt und verkrüppelt aus Indien zurückgekommenen Legionären, denen das Missionshaus Obdach geboten habe. Die düstern Schilderungen des ernstern Mannes trugen den Stempel der Wahrheit und der Menschenliebe. Mein Mut sank bedeutend, und meine Lust nach Indien zerrann wie Butter an der Sonne.

Auf dem Rückwege nach Venlo sah ich eine Kolonne holländischer In-

fanterie exerzieren und folgte deren Übungen mit Interesse. Die Griffe wurden miserabel ausgeführt, beim „Gewehr über“ oder „Gewehr ab“ mußte man immer befürchten, daß sich die Krieger gegenseitig mit den aufgesteckten Bajonetten verwunden würden. Dazu das langsame und gedehnte Kommando in der breiten holländischen Sprache. Als ich wieder in der Kneipe angekommen war, sagte mir der Wirt, daß ich angenommen werden sollte, daß das Geld für die Reise von Venlo nach Harderwyk telegraphisch bei ihm eingegangen sei, und daß ich am andern Morgen reisen müßte.

Der vorsichtige Holländer brachte mich zur Bahn, löste mir ein Billet nach Harderwyk, packte mich in den Wagen und verließ mich mit einem Händedruck. Verschiedne Mitreisende versuchten ein Gespräch mit mir anzuknüpfen und begannen stets mit: Si sind wol een Duitscher und wollen wohl bei das holländische Armees? Ich that, als ob ich die Frage nicht verstünde, wenn ich auch gern Näheres von den Leuten erfahren hätte. Später kam ein Geschäftsreisender, mit dem ich mich über die Sache unterhielt. Er gab zu, daß im allgemeinen der Soldat in Holland wenig geachtet sei. Anders sei es jedoch mit den meist deutschen Soldaten in Indien. Obgleich wohl so ziemlich jeder einzelne von ihnen in der Heimat Schiffbruch gelitten hätte, zeichneten sie sich doch durch Brauchbarkeit und besseres Benehmen aus, und die holländische Regierung gäbe dem Deutschen als Soldaten stets den Vorzug. Um es in Indien auszuhalten, müsse man sich freilich mit Schnapstrinken, Genuß von Früchten und Umgang mit Weibern in acht nehmen.

In Utrecht mußte ich in einen andern Zug steigen, und sofort richtete wieder der Schaffner die übliche Frage an mich, und als ich sie bejahte, sagte er: Dann kann ich Ihnen ein schönes Quartier in Harderwyk nachweisen; Vorteil habe ich nicht davon. Das stimmte aber nicht, denn der Schaffner bekommt auch eine Prämie. Er gab mir eine Karte, die ich einsteckte. Gleich darauf kommt ein anderer Bauernfänger — mit diesem ehrenvollen Titel bezeichnet man in Harderwyk die Schlepper — und erkundigt sich ebenfalls angelegentlich nach dem Zweck meiner Reise. Er spricht holländisch, ich antworte deutsch. Sofort spricht er auch deutsch, erzählt, daß er schon sieben Jahre „drüben“ gewesen sei, und daß er mir sehr nützlich sein könne, und bietet mir ebenfalls ein Logis an.

In Harderwyk auf dem Bahnhof angelangt, hörte ich bald meinen Namen rufen. Ich meldete mich und wurde von einem Bauernfänger in die Wirtschaft eines andern, d. h. eines Werbers gebracht. Dort ging es munter zu. Sieben junge Deutsche, sämtlich angehende Soldaten, saßen an den Tischen bei Bier und Cigarren. Ich mußte meine Geschichte erzählen, und ich gestehe, daß ich mich mit Galgenhumor an dem Gelage beteiligte, besonders auch an dem guten Abendessen. Dann kam noch ein deutscher Krieger, der morgen „abgeschickt“ werden sollte und den Rest seiner zweihundert Gulden bei dem Werber verzehren wollte. Hierauf wurde die ganze Nacht gezecht. Auf diese Weise macht der Wirt und Werber sein Geschäft. Er nimmt die jungen Leute auf, giebt ihnen für Kost und Logis, namentlich auch für die Zeche Kredit und bringt es fertig, das ganze Handgeld einzuheimsen. Eine Gratifikation von der Regierung erhält er nicht.

Am andern Morgen erhielt ich Kaffee, zwei riesige Stullen und zwei Eier. Dann ging es zum Kasernenhof. Der Posten ließ mich passieren, ein zweiter brachte mich zum Bureau, wo mich ein Feldwebel mit Kennerblicken musterte,

mich nach diesem und jenem fragte und im Zimmer nebenan warten ließ. Innerhalb einer Stunde kamen noch drei Aspiranten, ein Holländer und zwei Deutsche. Vor der Thür unsers Zimmers wurden wir von einem Posten bewacht. Dann wurde geblasen, es erschien ein Korporal und rief: utkamen! Auf dem Kasernenhof ließ er uns in zwei Gliedern antreten und kommandirte: Geevt acht! rechts om! linke Voot! vorwärts mars! Es ging zum Lazarett, wo die Untersuchung stattfinden sollte.

Da mit einemmale, ich weiß nicht, wie es kam, war mir die Lust, in holländische Dienste zu treten, vergangen. Der Holländer wurde zuerst vom Arzte untersucht und „abgehört,“ d. h. wegen eines geringen Fehlers abgewiesen. Dann kam ich an die Reihe. Ich erklärte aber dem Arzt sofort, daß ich nicht mehr die Absicht hätte, Soldat zu werden. Er nahm diese Mitteilung sehr kaltblütig auf und untersuchte mich trotzdem, namentlich Augen und Ohren. Nachdem auch die beiden andern erledigt waren, ging der Transport in die Kaserne zurück, wobei wir die Kasten des Doktors trugen. Da ich wiederholt aus dem Tritt kam, schrie mich der Korporal an: Känn gi nit pas gaan! Kann nit verstaahn, antwortete ich.

Als wir wieder im Wartezimmer des Kasernenhofs angelangt waren, wurde zuerst der Holländer dem Kommandanten vorgeführt und dann entlassen. Dann kam ich vor den Gewaltigen und erklärte meine gänzliche Abneigung, Soldat zu werden. Während nun die beiden andern Deutschen dem Kommandanten vorgestellt, angenommen und eingekleidet wurden, brachten mich zwei Korporale auf die Polizei. Hier erschien der Sekretarius, musterte mich scharf und schien dann ein Signalement aufzusetzen, wenigstens hörte ich ihn murmeln: Haare blond. Er fragte mich, wohin ich wollte. Ich antwortete: nach Minden. Nach einer halben Stunde wurden zwei Schriftstücke in die Polizeiwachstube gebracht, ein Polizist saßte mich am Arm und forderte mich auf, mitzukommen. Wir traten in ein hübsch aussehendes Haus, dessen Thür sorgfältig hinter uns verschlossen wurde. Ich sah durch eine offenstehende andre Thür und überzeugte mich, daß ich in einem Gefängnis war. Der Cipier (Gefangenwärter) befahl mir in eine Zelle zu gehen und schloß mich ein, um mir bald darauf das „Fremdenbuch“ vorzulegen, in das ich mich eintragen mußte. Dann bot er mir holländische Bücher zum Lesen an und sprach die Hoffnung aus, daß ich wohl bald fortkommen und die holländische Regierung mich nach Minden befördern würde.

Ich hatte nun Zeit, über mein Schicksal nachzudenken. Ich war der einzige Inbasse der Zelle und konnte im Gefängnishofe frei herumgehen. Der Wärter war ein guter Mann, er meinte, daß ich wohl schon am andern Tage, einem Sonnabend, über die Grenze geschafft werden würde. Zu seinem Bedauern aber hatte der Feldjäger, der mich fortbringen sollte, keine Zeit, und wegen der Sonntagsruhe wurde ich auf den Montag vertröstet. Ich studirte die mit allerhand guten und zotigen Sprüchen bemalten Wände, in denen das Gefängnis namentlich unter der Firma „Hotel Gerechtigkeit“ wiederholt besungen wurde. Die Kost war gut und reichlich. Morgens gab es Schwarzbrot und Weißbrot mit Butter, auch Kaffee; zu Mittag Gemüse, aber kein Fleisch.

Am Montag gegen neun Uhr vormittags erschien endlich der Feldjäger, der mich über die Grenze bringen sollte. Ich kam wieder in die freie Luft und wußte das umsomehr zu schätzen, als ich zum erstenmal in meinem Leben

die Freiheit verloren hatte. Mein Begleiter brachte mich zum Bahnhof. Dort kam ein Bauernfänger zu mir, überreichte mir eine Handvoll Cigarren und versprach mir zehn Gulden für jeden Deutschen, den ich ihm zuweisen würde. Dann dampften wir ab. In Zwolle verließen wir den Zug, mein Begleiter lieferte mich auf der Polizei ab und verabschiedete sich dann von mir.

Nach einer Stunde wurde ich aufgefordert einzusteigen und glaubte, daß es nun direkt nach Deutschland ginge. Aber ich mußte einen Transportwagen besteigen, in dem es vollständig dunkel war. Vor einem großen Haufe hielten wir an, drei Wächter nahmen mich in Empfang, die Thür schloß sich hinter mir — ich befand mich in einer Strafanstalt. Der Anstaltschreiber fragt, ob ich meinen Namen schreiben könne. Ich beschwerte mich über die Behandlung, aber der Cipier erklärt sehr gemüthlich, daß ich eingesperrt sei. Ich verlange, vor den deutschen Konsul geführt zu werden, der Cipier lacht. Ich muß alles, was ich in der Tasche habe, abgeben, mich wieder in das „Fremdenbuch“ eintragen und werde in eine Kellerrzelle geführt, in der sich schon zwei holländische Sträflinge befinden. Ein Wärter bringt mir einen „Knacken“ schlechtes Schwarzbrot. Ich werfe es ihm nach. Er grinnt und meint, ich würde es schon noch essen. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr wurden wir durch den schrillen Ton einer gesprungenen Glocke zum Schlafen kommandirt und jeder in sein vogelbauerartiges Bett eingeschlossen.

Nachdem ich etwa zwei Stunden in der kalten Zelle zugebracht hatte, wurde ich auf meine Reinlichkeit hin untersucht und mußte mir dabei Unverschämtheiten des Wärters gefallen lassen. Dann kam ich in eine andre Zelle. Warm war es dort, aber die Luft wurde durch die darin befindlichen ekelhaften Eimer verpestet. Zur Gesellschaft hatte ich sechs holländische Landstreicher und den Sohn eines deutschen Offiziers mit altadlichem Namen.

Am andern Morgen wurde ich wieder in die erste Zelle geführt, froh dort eine Stunde und wurde dann mit dem großen Wagen zur Bahn gebracht. Ich hatte wieder einen Begleiter bei mir und hatte nicht übel Lust, ihm auf deutschem Boden einen Schelmenstreich zu spielen; doch blieb er wohlweislich in Oldenzaal und gab mir eine Fahrkarte nach der zweiten Grenzstation Bentheim, wo ich ohne einen Pfennig Geld, aber froh über meine wiedererlangte Freiheit ausstieg.

Da ich im Gefängnis in Zwolle mit weiß gefärbtem Wasser und einem Stück Schwarzbrot verpflegt worden war, verspürte ich in Bentheim einen Riesenhunger. Mein erstes Debüt im Betteln war erfolglos. Ich ging durch die Zollgrenze und trat ins Freie. Ein fein gekleideter älterer Herr kam auf mich zu. Er war auch mit dem Zuge gekommen und hatte mich in Holland in Begleitung des Feldjägers gesehen. Ich erzählte ihm die Bedeutung des Transports und meine Geschichte und bat ihn, mir Arbeit zu verschaffen, damit ich mir das Reisegeld verdienen könnte. Er gab mir eine Mark und zwei Adressen von Großindustriellen in dem sechs Kilometer entfernten Schüttorf. Nachdem ich mich für dreißig Pfennig leidlich satt gegessen hatte, machte ich mich auf den Weg. Der erste, dessen Adresse ich hatte, brauchte keinen Arbeiter, der andre wollte keinen von der Straße nehmen und fertigte mich sehr kurz ab. Bei einem dritten war es noch schlimmer. Ich verließ also Schüttorf und ging auf das zehn Kilometer entfernte Salzbergen zu. Unterwegs traf ich einen „Kunden“, der mit ernster Miene sagte: Du, in Salzbergen ist heute Kirmes, es ist mächtig heiß drin, ich habe außer zwei

Polizisten noch drei Deckel gesehen, und die musterten mich wieder so verdächtig, daß ich mich dünne machte. Im übrigen ist Salzbergen gut. Die Toilette des Mannes war allerdings nicht darnach angethan, das Wohlwollen eines Gendarmen zu erwecken.

Ich fuhr nun für 10 Pfennige von Salzbergen nach Rheine, ging in die Herberge, die sich zwar nicht christlich nannte, von der aber manche christliche Herberge viel lernen könnte, zumal was menschliches Entgegenkommen den armen Wandrern gegenüber betrifft. Die Unterhaltung betraf allerlei Fahrten und Abenteuer, namentlich aber das Betteln und wie den Gendarmen und Sicherheitsbeamten ein Schnippchen geschlagen werden könnte. Als ich am andern Morgen mein letztes Geld ausgegeben hatte, erkundigte ich mich wieder nach Arbeit und wurde auf den zwei Stunden entfernten Emskanal aufmerksam gemacht. Dort angelangt, wurde ich von einem bei einem Brückenbau beschäftigten Ingenieur mit einem Frühstück versehen und dann zum Unternehmer geschickt. Dieser musterte mißtrauisch meinen leidlich anständigen Anzug und erklärte mich zu grober Arbeit für untauglich. Dieser Umstand erleichterte es mir, es wieder mit Betteln zu versuchen. Auf den ersten beiden Stellen — es waren zwei Kaufläden — wurde ich abgewiesen, dann erhielt ich in einem ansehnlichen jüdischen Hause fünf Pfennige in Kupfer ausgezahlt, die ich, ehrlich gestanden, in der nächsten Destille verkümmelte.

Ziemlich trostlos kam ich in die Stadt zurück, ging zu einem Kaufmann und bat ihn, mir gegen Verpfändung meiner Papiere das Reisegeld nach Minden im Betrage von 2 Mark 20 Pfennigen vorzuschießen. Auf wiederholte dringende Bitten ließ er sich zum Abschluß des Geschäfts bewegen. Auf dem Bahnhof angekommen, machte ich die traurige Entdeckung, daß die Summe zur Fahrt bis Minden nicht ausreichte. Umkehren konnte ich nicht, und so nahm ich eine Fahrkarte nach Osnabrück. Auf der Zwischenstation Ibbenbüren stieg mein Schlafgenosse von Rheine ein. Er stellte sich vor, sagte mir, daß er Kellner sei, aber schon seit zwei Jahren nicht mehr gearbeitet und sich in diesen beiden Jahren pekuniär am besten gestanden habe. Er war fein angezogen, und niemand hätte in ihm den Landstreicher und professionellen Bettler vermutet. Ich bat ihn um Auskunft über seine „Arbeit,“ mit der ich so schlecht debütirt hatte. Das will ich dir sagen, belehrte er mich. Ich gehe zunächst „talsten,“ d. h. Umschau halten. In Rheine habe ich mir heute zwei Mark zwanzig Pfennige verschafft, dann fuhr ich für fünfzig Pfennige nach Ibbenbüren, wo ich eine Mark zehn Pfennige machte. Mein Tagelohn habe ich also verdient. Jetzt gehts nach Osnabrück, wo ich mindestens zehn Mark machen muß. Dort überlege ich mir die weitere Reise. Jedenfalls lebe ich nicht schlecht und lerne die Welt kennen.

In Osnabrück gingen wir in die christliche Herberge zur Heimat und sättigten uns für einige Nickel. Als wir unsern Kaffee tranken, kam ein junger Mann in hocheleganter Kutscherlivree mit Stulpstiefeln, gelben Aufschlägen und Sporen. Ich war überrascht, denn Leute, die sich Livreebediente halten, pflegen sonst nicht in Herbergen zur Heimat zu verkehren. Der elegante sporenkirrende Jüngling erzählte mit großem Eifer, daß er seit langer Zeit nicht mehr in Stellung, sondern auf der „Tippelrei“ sei. In dieser Klust, fügte er hinzu, kann ich fechten, soviel ich will, weil mich kein Gendarm darin für einen Kunden ansieht. Ein anderer sehr zurückgekommen aussehender Reisender wollte für eine Osnabrücker Firma Nähmaschinen auf Abzahlung verkaufen, doch wurde ihm

davon abgeraten, einesteils weil das Geschäft zu schwierig, andernteils weil sein Anzug zu schmierig sei. Er hatte schon zwei Semester Medizin studirt und in Oldenburg als Einjähriger gedient, wie ich aus seinen Papieren sah.

Wir wollten nicht in der christlichen Herberge bleiben, und der erfahrene Mediziner brachte uns in eine andre Schlafstelle. Die redselige Wirtin führte uns zu vier andern Kunden, die für fünf Pfennige Kaffee tranken. Als die Herrschaften auf ihre Reinlichkeit hin untersucht wurden, stellte es sich heraus, daß zwei mit „Bienen“ behaftet waren. Diese mußten „Bankarbeit“ machen, d. h. auf einer Bank ohne Decke schlafen.

Am andern Morgen wollten mich der Kellner und der Mediziner fast mit Gewalt zurückhalten, wahrscheinlich, weil sie hinter meinem saubern Anzuge mehr vermuteten. Die Wirtin erschien mit den Worten: Hier sind die Fleppen (Legitimationspapiere), und gab jedem das seinige. Ein Schriftstück behielt sie in der Hand und fragte mit gehobner Stimme: Wem gehört diese Fleppe? Schüchtern trat ein schon älterer Bettler hervor. Sie dumme Kerl, sagte sie, wenn Sie sich Fleppen malen, so lassen Sie es von Leuten machen, die es verstehen. Wäre gestern der Deckel gekommen, so säßen Sie schon im Käfig. Allerdings war das Zeugnis von jämmerlicher Hand geschmiert, aber doch mit dem Stempel einer oldenburgischen Polizeibehörde ordnungsgemäß beglaubigt.

Am nächsten Morgen verließ ich heimlich den Kellner und den Mediziner, ver setzte meinen Überzieher und erhielt dafür das Reisegeld bis Bielefeld. Hier meldete ich mich in den Bodelschwingschen Anstalten, doch war deren Gründer und Leiter nicht zu sprechen, und ich trug einem andern Anstaltsgeistlichen meine Bitte vor, mir womöglich Arbeit zu verschaffen. Ich mußte meinen Lebenslauf schreiben, erhielt Kaffee nebst einigen Nickeln zum Nachtquartier und wurde zum andern Morgen wieder hinbestellt. Leider wurde meine Aufnahme abgelehnt, weil ich Schleswig-Holsteiner bin und wir eigne Kolonien haben. Pastor von Bodelschwingh soll sich in erster Reihe für seine Westfalen interessieren, woraus ihm kein Vorwurf zu machen ist.

Das mir noch fehlende Reisegeld bis Minden erbettelte ich mir von Bielefelder Kaufleuten. In Minden hatte ich Bekannte, die mir gern das Geld zur Weiterreise nach Hamburg gaben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Einiges von der Woche. Endlich, nach einem Sommer voll endlosen Gezänk und Klatsches, erleben wir es einmal, daß die Zeitungen etwas nützliches zu melden haben, das eben gethan wird: im Reichsamte des Innern beraten Sachverständige über Vereinfachungen und Verbesserungen der Arbeiterversicherungsgesetze. Da als Hauptsachverständiger der Präsident des Reichsversicherungsamts, Dr. Bödicker, daran teilnimmt, dem sogar der Vorwärts vor einigen Wochen (in Nr. 231) das Zeugnis ausgestellt hat, daß er „trotz seines politischen Standpunkts